

1900

Alfred Hönig

Am 18. Oktober ~~1900~~ ^{als} wurde Alfred Hönig, geboren in Hermannstadt, Sohn eines Obersten, 60 Jahre alt. Wenn die Fülle seines Äußeren dieses Alter bestätigen mag, so wird doch niemand, der ihn lange kennt, je etwas anderes an ihm bemerkt haben als eine Zunahme der ge-

stigen Frische, der Gedankenfülle, der Erzählergabe, der inneren Freiheit von jeglicher Ideologie und kein Nachlassen seines originellen Wesens.

Schon früh zeigte er jene echte politische Begabung, die zu erblicken versteht, was ist, und darnach das notwendige Handeln bestimmt. Für Hönig, so stark sein Sinn für Taktik auch sei, stehen die Werte, für die es zu kämpfen gilt, fest: Volk, Treue, Anständigkeit, Haltung. Das, was man einst als Eigenschaften und Überzeugung eines Herrn bezeichnete, bei ihm ist es da wie der Humor, den nur Menschen haben, die etwas sind; ihm hat Gott davon mit der Schöpfkelle zugemessen.

Nach seinem Studium wurde er Redakteur; er liebt und meistert diesen Beruf, dessen Schattenseiten er gern verspottet. Er saß — ach, wie lang ist es her! — mit mir in der Schriftleitung der „Kronstädter Zeitung“. Er hat mich oft bei der Arbeit gestört, wenn er neben mir stand und erzählte, erzählte oder seine Aufsätze sprach, ehe er sie stöhnend niederschrieb. Kometenhaft war sein Aufstieg, er wurde im Handumdrehen Chefredakteur und Direktor des „Siebenbürgisch-Deutschen Tageblattes“ in Hermannstadt. Mehr konnte kein Journalist in Siebenbürgen werden. Es war eine Stellung, vergleichbar dem Rang eines Pressechefs der Nation. Einige politische Führer des Deutschtums in Rumänien und der nie endende Kampf gegen die rumänischen Versuche, die Deutschen des Landes zu beeinträchtigen, machten Hönig das Leben nicht immer leicht. Als leidenschaftlicher Jäger hatte er aber gelernt, mit gefährlichem Wild umzugehen, mit Bären, Wölfen und Keilern. Auch im politischen Dschungel bewahrte er diese Fähigkeit und brachte manchen Blattschuß an.

Die Katastrophe von 1944 stürzte ihn. Er wurde in ein Lager gesperrt, nach Rußland verschleppt, kam nach abenteuerlicher Flucht nach Salzburg, wo er bei den „Berichten und Informationen“ mitarbeitete und mit seinen Aufsätzen

bald in ganz Österreich Aufsehen erregte. Später verlegte er seine Tätigkeit als Redakteur nach München. Er steht seinen Landsleuten, wo immer es erforderlich ist, bei, doch das bedarf keiner Erwähnung; er hat es immer getan.

Nun ist er 60 Jahre alt, ein kluger, heiß für sein Volk empfindender, reich begabter Mann, ein ausgezeichnete Publizist, ein glänzender Redner, ein politischer Kopf, dem man wünscht, er verfügte über das große Blatt, für das er geboren ist, kurz: einer der wirklich bedeutenden Journalisten, die das Südostdeutschum hervorbrachte.

wurde unter dem Vorsitzenden der Kreisgruppe Karl Fr. Theil und zum Kassier Johann Rill gewählt. Dem Rechenschaftsbericht des Kreisgruppenführers gemäß konnte die Kreisgruppe in den ersten Jahren des Bestehens eine den Umständen entsprechend erfolgreiche Arbeit leisten.

Elixhausen unter Stabführung von Rektor Richard Englert bei.

Die Feierlichkeiten begannen mit einem Festakt im neuerbauten Kino „Kapitol“, wobei unsere Fahnenabordnung ebenfalls Aufstellung nahm. Der Bundestag, die Bundesregierung waren vertreten. Seitens der Bayerischen

hammer samt Gattin in unserer Mitte begrüßen.

Die frohen Stunden vergingen allzu schnell, aber das Erlebnis einer glänzend gelungenen ursächlichen Veranstaltung wird manch einem Landsmann aus dem Kreis Wolfratshausen noch lange in guter Erinnerung bleiben.

heraus für Arbeit und Leben

nannt worden.
Wir wünschen ihm auch für die Zukunft in seiner Berufsausübung viel Erfolg und sind überzeugt, daß seine korrekte Haltung und seine umfangreiche Sachkenntnis auch weiterhin dem Namen der Siebenbürger Sachsen Ehre machen werden.

Mein Freund Hönig

Zu seinem 60. Geburtstag / Von Heinrich Zillich

Als Jüngling wollte er werden, was seine Vorfahren gewesen waren: Offizier. Unter den Siebenbürger Sachsen galt vor 1914 ein Akademiker, der nicht Reserveoffizier war, beinahe für lasterhaft, es sei denn, er gehörte dem vor Lastern berufsmäßig gefeierten Stand der Theologen an, der auch die Gymnasiallehrer umfing. Soldatenfamilien aber in dem Sinne, daß durch Generationen die Söhne vorwiegend bei den Kaiserlichen — wie man einst so hübsch sagte — ihre Fortune machten, hatten wir wenige. Die Hönigs sind eine Ausnahme.

Der Vater Oberst, der Großvater Major, der Urgroßvater fiel als Grenzerleutnant 1848 gegen die magyarischen Rebellen, und außerdem noch in der Sippe eine Menge anderer ausgezeichnete Offiziere und etliche, die vor dem Feind blieben — das ist das Geschlecht der Hönigs. Auch mütterlicherseits zeigt sich ein militärischer Einschlag; der Großvater kam als Ulanenwachtmeister aus dem Sudetenland nach Hermannstadt. Wer die raumschaffenden Ellenbogen der Sudetendeutschen kennt, kann sich ausmalen, was ein Wachtmeister aus ihrer Wurzel bedeutete.

Jener Wachtmeister Johann Franz Zeibig hat es, zwar nicht bei den Ulanen, doch bei den Siebenbürger Sachsen, aus deren Mitte er sich die Tochter Mathilde des Meschener Pfarrers Csaki zur Frau nahm, sehr weit gebracht; er wurde Direktor der Siebenbürgischen Vereinsbank, die Dr. Carl Wolffs Landbeschaffungspläne für unsere Bauern durchführte, er wurde Goldbergwerkseigentümer und ein Geschäftsmann von Rang. Seine Tochter Olga aber brachte am 18. Oktober 1900 unseren Hönig, den Alfred Hans Wilhelm, zur Welt.

Sein Vater bestand darauf, daß der Bub erst die Reifeprüfung ablegte, ehe er sich für einen Beruf entschied. Alfred Hönig durchlief die deutsche Oberrealschule in Hermannstadt und lenkte als letzter gemeinsamer Präfekt des Coetus dieser Anstalt und des Gymnasiums die Blicke der Öffentlichkeit zum erstenmal auf sich. Das geschah 1917/18 und währte nicht lang, denn im März 1918 befand er sich, die „Kriegsmatura“ in der Tasche, dort, wohin es ihn verlockte, bei der k.u.k. Feldartillerie, deren Reserveoffiziersschule in Temeschburg er als Rangerster verließ, ohne ins zu Feld zu kommen, weil der Zusammenbruch Österreichs einen Schlußstrich unter seine verheißungsvoll begonnene martialische Laufbahn zog, gerade als er einen Säbelchargenkurs in Tirol mitmachte. Kurse mit so altfränkischer Bezeichnung hat es seither nie wieder gegeben, genau so wenig wie gemeinsame Präfekten für zwei höhere deutsche Schulen in Hermannstadt, die es ja auch nur noch als Wechselbalg ihrer einstigen Gestalt gibt.

Der Jüngling mußte dem Säbel und den Pferden entsagen, die er von kindauf ausgezeichnet ritt, und dem anderen Ahnenerbe folgen, dem wirtschaftlichen Genie des Großvaters Zeibig. Obschon er mit zehn Jahren den ersten Hasen, mit dreizehn den ersten Rehbock, mit sechzehn den ersten Hirsch, mit zwanzig den ersten Wolf geschossen hat, war dieser leidenschaftliche Jäger in wirtschaftlichen Dingen mehr der Betrachtung als dem Beutemachen zugewendet.

Er besuchte die Handelshochschule Leipzig, erwarb deren Diplom und bereitete sich an der Universität Jena auf das Doktorat vor, als

ihn sein fast erblindeter Großvater nach Hause rief und ihm seine Stellvertretung in der Bank- und Handelsfirma aufzwang, was nicht gut ausging. Großvater und Enkel hatten eigenwillige Köpfe. Alfred kehrte der Kaufmannschaft den Rücken und wurde 1925 Wirtschaftsredakteur der „Kronstädter Zeitung“. Dort lernte ich ihn kennen und schätzen, als auch ich beim selben Blatt arbeitete.

Ich spielte bloß eine Gastrolle in der Tagesjournalistik, er aber war für diesen Beruf von der Vorsehung auserwählt. Er vergaß alle seine Sorgen, selbst die von ihm oft lustig geschilderten Mühen, als Hermannstädter in Kronstadt einzuwurzeln, sobald die Lust ihn packte, Stellung zu nehmen zu den Fragen der Stunde, Jagen, Fechten und Reiten schwandten wie Schemen hinweg vor dieser von ihm täglich genossenen Lust, was sich schon daraus erkennen läßt, daß er zwar mit dreizehn Jahren den ersten Bock schoß, aber erst mit dreißig einen Bären erlegte, jedoch mit fünfundzwanzig den ersten aufsehenerregenden Aufsatz schrieb, worauf er Woche um Woche irgendetwas veröffentlichte, was die Redaktion erfreute, die Leser bannte und sogar die Kronstädter Wirtschaftskreise aufhorchen ließ.

Sein Thema fesselte ihn meist derart, daß er es gern im Gespräch darlegte. Während ich selbst an einem Aufsatz bastelte, kam er täglich dreimal an meinen Tisch und erzählte, ob ich hinhörte oder nicht, was und wie er es zu Papier bringen werde; dabei zweigten sich seine Ausführungen aus, als wollten sie die Weltsche Yggdrasil in Schatten stellen; schließlich schnurrte er in sich zusammen und überantwortete sich stöhnend der Pflicht, in hundertfünfzig Zeilen einzuernten, was er mit dreitausend Sätzen eben kaum flüchtig betupft zu haben wähnte.

Vergib mir, lieber Hönig, die Erinnerung an Deine dreißig Jahre zurückliegende Gedankenbesessenheit, die Dich ja auch heute so häufig befällt und Dich jung bleiben läßt! Wollte Gott, es wäre noch da, wofür wir uns einst erhitzten! So fest wie unsere Freundschaft erwiesen sich weder die Schicksalsfundamente unseres Volkes und noch die des Abendlandes.

Als Gatte der schönen blonden Ada, der Enkelin des großen Kronstädter Stadtpfarrers Dr. Franz Obert, durfte Hönig trotz seiner Hermannstädter Herkunft nach einer gewissen Quarantänefrist in Kronstadt gesellschaftlich einwurzeln. Dies war natürlich der beste Freipaß, um darauf in Hermannstadt Karriere zu machen. Die dort entscheidenden Männer um den „Vatikan“ hätten ihn aber nicht schon mit dreiunddreißig Jahren zum Chefredakteur des „Siebenbürgisch-Deutschen Tageblattes“ berufen, bloß weil er schreiben konnte und sie ihn den Kronstädtern nicht länger gönnten; sie spürten, daß er ein politischer Mensch war, daß er die Gabe hatte, Zusammenhänge zu durchschauen, und die wichtigere Fähigkeit, sich politisch zu verhalten.

Der Hermannstädter Kreisausschuß wollte ihm das Parlamentsmandat von Rudolf Brandsch übertragen; er schlug es aus, er konnte sich publizistisch nicht einengen lassen. Von 1933 an, seit 1939 mit dem Titel Direktor, leitete er das größte deutsche und hochoffizielle Blatt in Siebenbürgen; er war damit sozusagen der Pressebischof unseres Volksstammes.

Er beschränkte sich freilich nicht allein auf die Redaktionsarbeit in der Heltauergasse. Er war mitten drin in allen wesentlichen politischen Angelegenheiten. Im Auftrag von Dr. Hans Otto Roth ertastete er die Aussichten beim Völkerbund für eine Klage gegen die ru-

(Fortsetzung auf Seite 4)

Sieb. Ztg., München, Sept. '960

Mein Freund Hönig

(Fortsetzung von Seite 3)

mänische Minderheitenbedrückung; er schrieb für reichsdeutsche, französische und englische Blätter; er reiste in politischer Mission nach Paris, London, Berlin und Genf. Er hatte nach 1940 mancherlei Kummer mit den Führern der deutschen Volksgruppe in Rumänien. Er verteidigte klar und klug, wo es nottat; mit Schärfe, stets geschmeidig und geschickt die Volksgruppe gegen jeden Angriff von außen; er war nie ein kleinsächsischer Käsebohrer, sondern erfaßte bei politischen Ereignissen die Weltzusammenhänge. Dafür zeugen tausend Aufsätze.

Als die Katastrophe hereinbrach, wurde der Jäger zum Gejagten: Konzentrationslager in Targu Jiu, im Januar 1945 Verschleppung in ein russisches Bergwerk jenseits des Urals, Entlassung wegen Krankheit, Flucht unter abenteuerlichen Umständen nach Österreich, Wiedervereinigung mit seiner Frau und den beiden Töchtern — wer ermißt das Leid, die Sorgen und Gefahren solcher Erlebnisse, die zugleich Bewährungsproben waren!

Dann folgten mehrere Jahre, die er als politischer Redakteur bei den „Berichten und Informationen“, der Wochenschrift des Österreichischen Forschungsinstitutes für Wirtschaft und Politik, in Salzburg zubrachte; wieder wurden seine Aufsätze, diesmal in ganz Österreich, beachtet. Nach seiner Übersiedlung in die deutsche Bundesrepublik leitete er in München zwei Jahre lang den „Vertriebenen-Anzeiger“ und den „Deutschen Anzeiger“. Seit 1957 ist er auch der Leiter der „Siebenbürgischen Zeitung“, daneben Mitarbeiter vieler Zeitschriften. Vor kurzem wählte ihn die Südosteuropa-Gesellschaft zum Vizepräsidenten. Als Mitglied des Bundesvorstandes der Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen in Deutschland dient er uns mit seiner großen Erfahrung und nahm an manchem wichtigen Vorhaben teil.

Das wäre der Umriss seines Lebens, das seit 35 Jahren, manchmal mitentscheidend, auf unseren Volksstamm einwirkt.

Was ich an seinem 60. Geburtstag weiter zu rühmen habe, ist seine Intelligenz, die sich nicht bloß in seinen Leistungen als Publizist verrät; sie läßt mich, der ich so vielen Dummköpfen begegnen muß, oft vor Freude auf-lachen; ich lobe seine Urveranlagung für das politisch Erforderliche, sein Vermögen, taktisch richtig vorzugehen; und vor allem ehre ich an ihm, daß er sich — so gern er es haben mag, anerkannt zu werden — nie für so wichtig nimmt wie die Angelegenheit, die er vertritt. Was einem Mann ansteht, der innerlich ein Herr ist, das hat Hönigs Wesen geradezu natu-rhaft: Ehre, Anständigkeit, Treue, Selbstkon-trolle, Verachtung pöbelhafter Gesinnung, Disziplin und eine bedeutsame Aufgabe, der er sich verpflichtet weiß.

Ich brauche nicht zu erwähnen, daß seine Aufgabe unsere alte Sache ist: unser Volk, nicht bloß der Stamm, das Abendland und die Werte der Kultur und Freiheit, deretwegen es sich verlohnt zu leben.

Bedeutende Männer ohne Humor sind fürch-terlich und vielleicht in jedem Fall böse; un-bedeutende ohne Humor sind lediglich lächer-lich. Hönig ist bei allen seinen Talenten noch begnadet mit einem köstlichen Humor; er kann sogar über sich selbst lachen und spotten, was unter gescheiterten Leuten nicht jeder fertig-bringt und von den dummen keiner. Er kann wunderbar erzählen, glänzend am Vortrags-pult sprechen, er hat Überlegenheit und einen kräftigen Schuß Originalität.

Wie schade, daß wir keine Säbel mehr haben, um sie vor diesem Offizier der Siebenbürger Sachsen zu senken. So mag er es entschuldigen, daß ich ihn mit der Füllfeder grüße; sie ist ja auch seine Waffe.

Ich tue es respektvoll und in herzlicher Zu-neigung, überdies im Bewußtsein, daß viele Tausende wie ich empfinden, und die Sieben-bürger Sachsen alle Ursache haben, ihm dank-bar zu sein.

benburgische Landsleute, sondern aus deut-schen Mutterlanden stammende Siedler. Die Karte enthält das berühmte Gedicht:

Vom Rein und Sachsen ich gemein
Bin aufgewachsen in großem Schein...

Die Urheimat liegt also am Rhein und im Niedersachsenland Karls des Großen, und die lateinische Inschrift der Karte besagt, daß diese Deutschen in Siebenbürgen aus den ge-pflegtesten Gegenden des deutschen Mutter-landes stammen. Die Widmungsverse besagen weiter, daß sie der Drang nach einem sinn-volleren, stärkeren Leben (immer den Aus-führungen Karl Kurt Kleins folgend) aus der Herrlichkeit des Mutterlandes in das „Elend“ der Fremde getrieben hat; getragen von einem Gottvertrauen wie es Luther im Großen Ka-techismus bekundet hat.

Die Landkarte umfaßt neben dem „Althland“ und dem Weinland auch das „Land vor dem Wald“ (Unterwald). Das Nösnerland und das Burzenland. Sie verzeichnet nur die deutschen Siedlungen und verzeichnet an einzelnen Stel-len bloß summarisch „Bleisch Dörfer“ oder „Bleisch Feld“ sowie die wichtigsten Székler Orte wie Schepsi (Szepsizentgyörgy) oder Kysdi (Kézdivásárhely).

Zwar hat Honterus die Karte wegen seiner Unzulänglichkeit selbst aus dem Verkehr ge-zogen, dennoch ist sie ihres historischen Wer-tes wegen schon 1898 und 1938, das zweite Mal eben von Hans Meschendörfer in Kron-stadt herausgebracht worden. Ihre jetzige Neuauflage fällt in eine Zeit, in der diese hi-storischen Tatsachen neuen Sinn und neue Bedeutung gewinnen.

Otto Folberth:

Treckführer wurden zu Kirchengründern

Zwischenbilanz über die Siedhaftmachung der Siebenbürger Sachsen in Österreich

Unter diesem Titel erschien soeben in der Wiener Vierteljahrsschrift „Österreichische Be-gegnung“, neu bearbeitet und mit zwölf ganz-seitigen Bildtafeln versehen, jene Aufsatz-reihe von Prof. Folberth, die im Frühjahr 1960 in der „Siebenbürgischen Zeitung“ in vier Fortsetzungen bereits zum Abdruck gelangt ist („Unsere Siedlergruppen in Österreich“). Die Wiener Zeitschrift hat überdies einen Son-

Deutsche Buchgemeinschaft: Blumenfelbel

Halbleder 1. und 2. Band, 320 und 280 Seiten mit 160 und 140 ganzseitigen Farbtafeln, Li-zenztausgabe der Deutschen Buchgemeinschaft Berlin-Darmstadt-Wien von F. A. Herbig, Ver-lagsbuchhandlung (Walter Kahnert) Berlin-Grünwald.

Dieses schöne Werk findet bei den Blumen-freunden zweifellos begeisterte Aufnahme. Die 300 Abbildungen der Blumen und Pflanzen sind dem großen Sammelwerk Blumen-Atlas (herausgegeben unter wissenschaftlicher Mit-arbeit von Prof. Dr. H. Reimers, Botanisches Museum Berlin-Dahlem) entnommen und in achtfarbigem Offsetdruck in natürlicher Größe nach Aquarellen von Elsa M. Felsko wieder-gegeben. Ein kurzgefaßter botanischer Über-blick über die einzelnen Darstellungen mit Angaben über Namensherkunft, Familienzu-gehörigkeit, Aussehen, Verbreitung, Standort, Blütezeit sowie etwaigen Besonderheiten bil-det die jeweils zweite Hälfte beider Bände. Die praktische Anordnung der Farbtafeln er-möglicht eine rasche Handhabung der Bücher zur Bestimmung der Pflanze. — So liegt ein Schmuckstück für jede Bibliothek und ein praktisches Nachschlagewerk vor, das im Rah-men der Mitgliedsbedingungen in der Deut-schen Buchgemeinschaft Darmstadt von jedem Bücherfreund bezogen werden kann.

Dorfnachtrieden

Aus keinem Fenster mehr ein Schein.
Hier schliefen alle längst schon ein.
Der Kirchturm steht: ein drohend Schwert,
Das jedem Feind den Einbruch wehrt.
Im schweren Schlaf geht um der Trug:
Starr streckt vom Stroh sich nach dem Pflug
Die arbeitsraue Bauernhand...
Und an der Wand
Die Uhren schlagen hart
Dem Tag entgegen.
Licht, wart noch! Wart!
Allerwegen
Schwebt die Stille.
Heiliger Wille:
Daß die Nacht
Keins durchwacht.

Eduard Schüllerus

Kunst und Wissenschaft

Mut im Röhrchen

Wir sind nicht mehr allein: Pillen, Sättchen und Tropfen stehen uns zur Seite und helfen uns, ein rationelles Seelenleben zu führen. Nerven, Hirn und Herz können ohne die chemisch-pharmazeutische Industrie nicht mehr richtig funktionieren. Jeder simple Krautkopf auf dem Feld bekommt heute seine raffiniert ausgewogene Kunstnahrung. Kein Wunder, daß der menschliche Kopf, so wie ihn Gott wachsen ließ, den erhöhten Anforderungen erst recht nicht mehr genügt.

In Ihrem Kopf nistet die Angst. Sie wissen, was Sie von der Weltlage zu halten haben. Die Welt liegt schief! Sie liegt schief, und was gestern noch so fest schien, ist heute schon ins Rutschen gekommen. Kein Grund zur Aufregung! Der gute Onkel Pharmazeut läßt seine aufgeschreckten Hühner nicht im Stich. Heute braucht niemand mehr den Kopf zu verlieren. Beruhigungsmittel aller Art kühlen das erhitze Gemüt und richten die strapazierten Nerven wieder auf.

Lampenfieber oder kalte Füße? Vielleicht müssen Sie vor einem heiklen Auditorium einen Vortrag halten oder vors Gericht oder vor den Traualtar treten und spüren die hellschmerzhaften Voraussetzungen hierfür nicht in Ihrer Brust? Wenden Sie sich vertrauensvoll an Ihren Apotheker, er wird Ihnen die richtige Dosis Mut und Entschlossenheit (zehn Tropfen auf Zucker zu nehmen oder als Pille langsam auf der Zunge zergehen lassen) verschreiben. Die pharmazeutische Industrie hat mit den Angsthäsen aufgeräumt. Niemand braucht mehr seine letzten Reserven an Courage anzugreifen, wenn er für ein paar Pfennige zum reißenden Löwen gemacht werden kann. Sehen Sie mit Lust und Vertrauen der unangenehmen Unterredung mit Ihrem Chef entgegen und lassen Sie sich von einer Handvoll Vollstreckungsbeamten nicht ins Bockshorn jagen.

Auch Ihre Gedächtnisschwäche braucht Ihnen keinen Kummer mehr zu bereiten. Wenn Sie anfangen, das BGB mit Grimms Märchen und Dudenflugschriften mit Malkäfer zu verwechseln, dann ist es Zeit, Ihre getriebenen Gehirnfunktionen wieder aufzulockern. Warten Sie nicht, bis Sie an Ihrer eigenen Haustüre klingeln, weil Sie sich für Ihre Nachbarin halten, von der Sie sich eine Zitrone ausborgen wollen.

Auch das Gedächtnis Ihrer Kinder, die sich zwar die Geschwindigkeitsrekorde, nicht aber die einfachsten mathematischen Formeln merken können, bedarf einer chemisch-biologischen Düngung. Lassen Sie die armen Würmer im Oberstübchen nicht darben. Das Sitzfleisch allein tut's nicht, man büffelt ja schließlich nicht mit dem Gesäß, sondern immer noch mit dem Gehirn. Glutaminsäure erhöht die Denk- und Konzentrationsfähigkeit. Sie lesen es, Sie hören es — greifen Sie zu!

Pillen für alles, Pillen für jedermann. Die Männer der Wissenschaft wollen sich nicht umsonst den Kopf zerbrechen haben, wie wir seelisch und geistig auf einen grünen Zweig kommen könnten. Wer wird heute noch nach einem hausgemachten Ehekrach in hellichten Verzweiflung aus dem vierten Stock springen? Viel zu strapazios und letzten Endes auch gefährlich. 0,5 Gramm Pfeildraht mit einem Schluck Wasser genommen läßt die verworrene Lage mit kühlem Kopf bedenken. Alles gibt's heute in Kügelchen, Tröpfchen oder Zäpfchen — Ausdauer, Schlaf, Ruhe und Bedachtsamkeit, Arbeitskraft und Arbeitslust und neuerdings sogar gute Laune. Früher mußten die armen Menschen das alles aus sich heraus-schöpfen. Heute essen wir es in uns hinein, wir Glücklichen! Gilt's zu. Cetto

Der sudetendeutsche Komponist Erhard Karkoschka, der aus Mähr-Ostau stammt und an der Landwirtschaftlichen Hochschule Stuttgart-Hohenheim unterrichtet, erhielt jetzt den von der Stadt Stuttgart für 1956 gestifteten Förderungspreis für junge Komponisten erster Musik. Die Auszeichnung wurde ihm für eine „polyphone Studie in zwei Stufen für Orchester“ verliehen.

Unersetzliche Werte gehen verloren!

Vorschläge zur Belebung der ostdeutschen Kulturarbeit

In einer Denkschrift an den Ostdeutschen Kulturrat hat Dr. Heinrich Zillich Vorschläge zur Belebung der ostdeutschen Kulturarbeit gemacht; wir stellen die darin enthaltenen Anregungen zur Diskussion.

Die Tatsache, daß die meisten Deutschen den Verlust der Ostgebiete und die Aufspaltung des Landes nicht als dauernden Stachel empfinden, alles zu tun, was zur Beendigung dieser Zerrissenheit getan werden kann, führten zu der Notwendigkeit, zu versuchen, der Jugend der Bundesrepublik die „Ostkunde“ einzutrichtern. Während es bereits Mühe macht, das Verlorene und Wiederverlorenen vor dem Vergessen zu bewahren, beginnt schon eine gewisse Seelenarbeit der westdeutschen Volksteile auch auf die Vertriebenen einzuwirken. Diese wenig erfreuliche Tendenz führte zur Herausgabe zahlreicher wissenschaftlicher Veröffentlichungen über Ostdeutschland, zum Aufbau einer relativ großen Vertriebenenpresse, zur Schaffung und Abhaltung von Heimattagen der ostdeutschen Landsmannschaften usw.

All dieser große, aus bestem Willen betriebene Aufwand dringt jedoch nicht in das Volksganze. Wissenschaftliche Publikationen wenden sich an einen begrenzten Leserkreis oder verschwinden in Fachbüchereien. Die Vertriebenenblätter werden relativ wenig von Einheimischen gelesen. Die Heimattage der Ostdeutschen versammeln — obgleich

sie dem Anrecht auf Gebiete gewidmet sind, die jeder Deutsche als ihm selbst entzogen betrachten müßte — nur die Heimatgenossen. Oft scheint es, als werde der Ruf der Vertriebenen, der sich an alle richtet, vom Volksgeiz kaum anders aufgefaßt als Lohnforderungen irgendeiner Gewerkschaft.

Neue Wege

Die Erschließung neuer Wege, um das Bewußtsein für die ganz Deutschland durch die Abtrennung der deutschen Ostgebiete entstandenen Verluste in der Masse zu wecken, scheint daher heute nötiger denn je. Da in der Bundesrepublik heute vielfach die Publizistik fehlt, um die Menschen unmittelbar ostpolitisch anzusprechen, andererseits jedoch keinesfalls einem Nationalismus das Wort geredet werden soll, ist es notwendig, der Masse der Bundesrepublikaner das ostdeutsche Leben auf andere Weise als ein dem deutschen Volk eigenes, geraubtes Gut anschaulich zu machen.

Vorträge und Aufsätze beeinflussen Massen nicht und selbst intellektuelle Schichten nur unzureichend. Auch die Schule vermag, wenn ihr taugliche Hilfsmittel fehlen, die Jugend nicht tief genug zu beeindruckern. Vielmehr bedarf es einer Vielfalt von Veranstaltungen, alle darauf abgestimmt, breite Kreise gefühlsmäßig zu fesseln und politisch — und zwar gesamtdeutsch — zu erziehen. Es handelt sich also gleichsam um eine „Belebung der ostdeutschen

Kulturpropaganda“, worunter zu verstehen ist, daß die Deutschen mit Hilfe ostdeutscher Kulturwerke auf die ihnen zugefügten Verluste hingewiesen werden sollen.

„Ostdeutsche Musikwochen“

Verschiedene Sparten des ostdeutschen Kulturschaffens und Brauchtums sind zur Weckung des westdeutschen Interesses an Ostdeutschland besonders geeignet. Dazu gehören Musik, Theater, Kunstausstellungen, Literatur, Film u. a. So würde sich zur Weckung dieses Interesses die Durchführung „Ostdeutscher Musikwochen“ eignen, und zwar sowohl für die ernste, als auch für die Unterhaltung- und Volksmusik. Werke des ganzen Ostraumes oder einzelner Gebiete können dabei herausgestellt werden. Ferner sollte die Schaffung eines „Ostdeutschen Orchesters“ als dauernder Mittelpunkt wandernder Musikwochen erwogen werden. Dieses Orchester hätte sich nicht allein auf Konzerte zu beschränken, sondern müßte ebenso bei Volksfesten auftreten, seine Musik müßte durch Rundfunk und Fernsehen übertragen werden. Alle Einzelveranstaltungen sollten unter den sich immer wiederholenden Gesamttitel „Ostdeutsche Musikwoche“ gestellt werden.

Nötig erscheint weiterhin die Gründung eines „Ostdeutschen Wanderschauspiels“, das nur Stücke ostdeutscher Autoren spielt. Dieses Theater wäre weder von der literarischen Mode noch von deren Experimenten abhängig und würde über ein unübersehbar großes Repertoire verfügen.

Erfreulicherweise hat die „Künstlergilde“ allein und in Zusammenarbeit mit anderen ostdeutschen und bundesrepublikanischen Institutionen in den vergangenen Jahren verschiedene ostdeutsche Ausstellungen veranstaltet. Sofern sie sich mit dem Schicksal und der Geschichte der geraubten Gebiete befassen, zeigten diese Ausstellungen vielfach in graphischer Darstellung die politischen Geschehnisse, Wirtschafts- und Siedlungsverhältnisse sowie Erzeugnisse der Volkskunst. In Zukunft sollte man versuchen, derartige Ausstellungen durch eine Fülle von Gegenständen (Trachtengruppen, Töpfereien, Stickerien, Möbel, Geräte) noch mehr zu beleben. Fotos sollten sich nicht nur mit kultur- und kunstgeschichtlich bedeutenden Bauwerken, sondern auch mit den Sitten und Arbeitsstätten aus dem einstigen östlichen deutschen Leben befassen. Jedenfalls sollte versucht werden, das Verlorene möglichst anschaulich zu gestalten und zu verdeutlichen.

Romane, Haus- und Jugendbücher

Für die Wirkung auf die Masse kommt nur eine Literaturgattung in Betracht, nämlich die erzählende. Sie bietet außerdem das geeignetste Mittel zur Belebung des ostdeutschen Unterrichts in den Schulen. Es gibt zahlreiche Romane, Erzählungen und Romane von Rang, in denen sich ostdeutsche Geschichte und Daseinsfülle verkörpern. Aus ihnen erfährt der Leser mühelos weitaus mehr von der Wirklichkeit des einstigen Lebens in den ehemals deutschen Gebieten als aus noch so guten Abhandlungen. Die ostdeutsche erzählende Literatur wird heute nur zum Teil und dann meist nur in teuren Ausgaben von den Buchhandlungen angeboten. Mit Hilfe statlicher Mittel müßte es jedoch möglich sein, jährlich mindestens einige bedeutende erzählende Werke aus verschiedenen ostdeutschen Gebieten in hoher Auflage zu billigen Preisen herauszubringen. Das würde freilich nicht geringe Geldzuwendungen erfordern, die jedoch zweckdienlicher angelegt wären als durch die ausschließliche Subventionierung wissenschaftlicher Broschüren, die naturgemäß nur von einem begrenzten Personenkreis gelesen werden. Daneben fehlen in Westdeutschland heute Bücher, die ein umfassendes und anschauliches Bild vom Wesen der ostdeutschen Stämme und ihres Landes geben, also Anthologien, sowie billige ostdeutsche Jugendbücher.

Möglichkeit in Verbindung mit Musikwochen und Ausstellungen sollten ostdeutsche Dichterwochen veranstaltet werden, die sich zugleich auf mehrere Städte ausdehnen. Bei Einschaltung der Vertriebenenverbände, der literarischen

Fortsetzung auf Seite 6



WILHELM BUSCH

„Der Vogel, scheint mir, hat Humor“

Wilhelm Busch zu seinem 125. Geburtstag

„Bei Tage ein Freigeist, bei Nacht ein Geistesher“, — so hat er sich selbst beschrieben, er, der im Todesjahr Goethes geboren wurde und mit seinesgleichen das 19. Jahrhundert ausfüllte. Was bei Goethe noch rund und voll von innen her war, lief nun aus und davon wie — der Fortschritt des glückseligen, so hoffnungsfreudigen und fortschrittsgläubigen Jahrhunderts, das die größten Pessimisten deutscher Prägung — welch ein scheinbarer Widerspruch — hervorbrachte hat; Schopenhauer, Jakob Burckhardt, Nietzsche, Wilhelm Raabe usw.

Aber soll man ein Gedenkwort, das Wilhelm Busch gilt, so beginnen? War er nicht Humorist in kristallinischer Reinheit? Es sitzt ein Vogel auf dem Baum und blickt auf den Kater, der den Baum hinauf und immer höher kommt. Der Vogel aber quinkelt und pfeift aus geschwelter Kehle, weil ihn ja doch der Kater frist. „Der Vogel, scheint mir, hat Humor.“ Da haben wir es wieder, das Lächeln mit der Träne im Wappen, das Gelächter des Pessimisten, das Lachen der wenigen, die sich von einem fortschreitenden und reichumelnden Jahrhundert nicht täuschen ließen, die ihre Rätsel behielten, da alle Weltratsel nahe der Lösung zu sein scheinen. Das also ist Humor: wenn man trotz dem lacht!

Wilhelm Buschs „verpörmeltes Herz“ zuckte am 15. April 1832 in Wiedensahl zum erstenmal auf. „Mein Vater war Krämer; klein, kraus, rührig, mäßig und gewissenhaft; stets besorgt, nie zärtlich; zum Spaß geneigt, aber ernst gegen Dummköpfe.“ Er rauchte — beständig Pfeifen — „Die Biographie des Vaters könnte zugleich die seinige sein, nur daß er es mit dem Fortschritt hielt und lieber Zigarren rauchte, der Fortschrittsgegner.“

Die „ewigen Wanderjahre“ hat er selber beschrieben: „Was mich betrifft...“, — „mein Wertester mit dem Doppelkinn, nun, kurz, aber gut; Wein super; Schnepfen exquisit...“ Nun, dieses vermaledeite Leben hat immerhin 86 Jahre gedauert, kurz und gut.

Die Stationen der Wanderschaft: Eberghausen (die Hiebe mit dem trockenen Geraniensengel, nein, so mild waren sie nicht, vergaß er nie), Lüthorst, Polytechnikum Hannover (ausgerüstet mit einem Sonett nebst zweifelhafter Kenntnis der vier Grundrechnungsarten), Düsseldorf, Antikensaal, Antwerpen, München,

Frankfurt am Main, wohin er dem Bruder folgt, Wolfenbüttel und der Lebensabend in Mechtshausen. Kutscherstuben, Kneipen und Fuhrhaltereien liebte er. Die Münchner Jahre waren die wichtigsten für ihn. Hier entdeckte er sich und Arthur Schopenhauer, während er noch in Antwerpen nicht recht gewagt hätte, sein Brot mit Malen zu verdienen. Und doch ging er täglich wie ein Taschendieb auch auf Arbeit aus und strich das Wort in die Zeichnung und die Zeichnung ins Wort. Die „Münchner Bilderbogen“ nahmen ihn zuerst auf mit den „Bilderposen“ (1864); sie waren ihr erster Band. „Max und Moritz“ folgte und fand keinen Verleger; nun liegt das berühmte Werk in Millionenauflage vor, ist ins Wallonische, Portugiesische, Schwedische, Lateinische, Japanische usw. übersetzt. Die Pädagogen waren entsetzt und lehnten es ab. Dann aber kommt der stolze Aufmarsch jener Bilder-geschichten, an denen so leicht keiner lächelnde Blicke vorbeigeht.

Welch ein Jahrhundert, das noch Figuren schuf, unvergessliche und unvergessene: den Onkel Bräsig Fritz Reuters, den Hungerpastor Raabes, Kellers Hundstreich und Gerharts Hauptmanns Schlesiensche Parade. Und da maschieren auch sie auf, die Unsterblichen aus der Doppelhand Wilhelm Buschs, Max und Moritz, Lehrer Lämpel und die Witwe Bolte, der Heilige Antonius von Padua, Herr und Frau Knopp, Hucklebein, Pater Filiculus, Julchen, die Fromme Helene, Fips der Affe und die Doppelbilder seiner selbst: Maler Klecksel und der Dichter Balduin Bälamm. Welch ein Roman in Versen! Herrliche Prosa auch und immer wieder die „Kritik des Herzens“: „Dennoch hast du dich vergebens / meistenteils herumgetrieben; / denn die Summe unsres Lebens / sind die Stunden, / wo wir lieben.“ Ein alter Herr in verwickelten Umständen schrieb solche Verse. Oder prosaisch zum Torschlößchen: „Offne die Türe Türchen. — Ein blühendes Frauenbild. Laß sein. — Paß auf das schwarze Türchen. — Da rumort's hinter. — Halt zu. — Ja, schon recht; so lange wie's geht.“

Da rumort's hinter... das war sein Pessimismus, der in unbesorgter Zeit voraussaß, was kommen wird. Der uns sah und uns über Raum und Zeit hinweg ein Geschenk der Heiterkeit vermachte, das zu den schönsten gehört, die je ein Jahrhundert zu vergeben hatte.

Georg Schneider

ERICH GULDINER Die Dämonen von PRAG

(Copyright 1955 by Albert Nauck & Co., Köln-Berlin)

35. Fortsetzung

Am Stammtisch machte man Fischer Platz. „Na...hon mir das Kriegsbeil wieder begraben?“ Das ging die Mobilisierung an. Man war zu Hause. Und man kannte die Menschen. Und diese Menschen wollten nichts von der slawischen Labilität und der „Natura schirokaja“. Und es hockten keine Dämonen in den Sälen unter den Kotonmassen, die Luft und die Herzen waren rein wie auf dem Jeschken und auf der Lausche und dem Tannenbergl...

Fischer trug kein Zivil dabei. Aber auch nicht den Säbel und nicht den Waffrock: Die knopfloche Bluse tat es auch, und statt des Palasches ließ er einen kleinen Bambusstock tanzen, als sei er Offizier der Spahis...

10

DAS ERMORDETE ZEITALER

Es war irgendwie apart, wenn ein blutjunger Erzherzog und Rittmeister einen Vortrag darüber hielt, wie er sich den Krieg der Zukunft vorstellte.

Kövesz von Köveszhaza formulierte es in seinem angenehmen Ungarisch-deutsch richtig: „Meine Herren, bittschön. Wir sehen wenigstens, wie der Isé, der Sachen, sozusagen das Weltbild unserer jungen Offiziere, aussieht.“ „Ganz recht, das allein ist mir interessant“, stimmte ein zwei Meter großer

junger General mit einem Spitzbart zu: Erzherzog Eugen.

Conrad suchte wiederum anderes: „An dem Vortrag interessiert mich am meisten, wie das Ausland die Entwicklung sieht. Der Erzherzog hat doch geistige Fühlung vor allem mit Frankreich.“

Plötzlich machte der ganze Vortragssaal Front gegen die Türe: Der Thronfolger war erschienen. Unablässig in der Haltung, Nicht konziliant; despotisch. Ohne das Air, das um Majestät ist, ohne die Folie der Geschichte. Ohne Custozza. Ohne diese Inkarnation einer Welt.

Er begrüßte einige der Generäle, begrüßte den deutschen Militärattaché von Glasenap.

Ein junger Mensch sprang auf die Vortragsbühne. Verneigte sich vor dem Thronfolger: „Kaiserliche Hoheit!“ Es war gleichzeitig die Meldung. Verneigte sich stumm vor dem Erzherzog Eugen, diesem Priester-General, der war Ordensgroßmeister des Hoch- und Deutschmeistertums und hatte die Weihen.

„Exzellenzen! Die Herren Generäle und Obersten!“

Auf den Sesseln reckte man sich wohlwollend-nachrichtig zurecht.

Alphons begann auf sein Hauptthema einzugehen, den Panzer. Streifte flüchtig Altertum und hussitische Kampfwagen, die Ideen Leonardos da Vinci und Dürers. Warf dann das Wort in die Ver-

sammlung: „... wir haben stückweise den Panzer abgebaut, weil er unsere Beweglichkeit einschränkte. Der Krieger von heute und der der Zukunft noch viel mehr muß beweglich, muß schnell sein. Muß sein ein „Miles levis armaturae“. Er kann den Panzer nicht mehr tragen. Der Kürass der Kürassiere — wir in der Armee besitzen ihn nicht mehr — ist ein Paradestück, nichts mehr. Der leichte Soldat aber ist unverwundbar. Er braucht einen Panzer, den nicht er trägt, sondern der den Soldaten trägt!“

Ein Panzerwagen müßte mindestens die Gewehr- und Maschinengewehrschüsse abprallen lassen wie Regentropfen. Er müßte der Infanterie gegenüber unverwundbar sein.

Und er müßte schnell sein. Schneller als die Infanterie.

Er müßte geländegängig sein.

Damit haben wir, beginnen wir von rückwärts, schon sein Gesicht skizziert: Es wird ein Raupenfahrzeug sein, wie wir es in den USA, bei uns auch schon bisweilen, bei den Erdarbeiten sehen.

Er müßte einen genügend starken Motor besitzen, seinen Panzer zu tragen mitsamt seiner Besatzung und Bestückung.

Er wird nämlich nicht bloß niederrollen, er wird auch selbst schießen. Das Ideal wäre: Ein Artilleriegeschütz, gepanzert, fahrbar, im Fahre feuernd, das selbst noch Infanterie zu frachten imstande wäre.“

Der Erzherzog begann über die Ansichten zu sprechen, die in den einzelnen Ländern, Frankreich, England, den USA, über die denkbar Panzerartikeln herrschten.

Faßte dann zusammen: „Utopie? Ge-wiß, Utopie. Aber nur so lange nicht die Technik das Verhältnis Motorenstärke und Wangengewicht ausbalanciert ha-

ben wird. Hat sie es einmal ausbalanciert, sind unsere Motoren leicht und stark genug geworden, dann ist es keine Utopie mehr. Jeder Ingenieur vermag den Zeitpunkt beinahe schon auszurechnen.“

Unsere Genietruppe besitzt ein Modell. Der Erfinder ist Ihnen, meine Herren, bekannt. Es gibt nur noch zwei Pässe zu passieren: das Gewicht, beziehungsweise die Motorenstärke und — das Geld.“

Der Erzherzog macht eine Pause. Aber man fühlte, daß er weitersprechen würde.

Conrad warf ein: „Die Artillerie würde bei entsprechender Umstellung, diese neue Waffe zu paralisieren vermögen.“

„Zweifelloos. Aber sie vermöchte nicht das Überraschungsmoment gegen die Infanterie zu verhindern. Aber auch die Artillerie wäre vor die verdamnte Aufgabe gestellt, gleichzeitig in der Breite wie in einer immer wachsenden Tiefe wirken zu müssen, die Staffellung der Panzerskadron stellt die Artillerie vor eine kaum mehr lösbare Aufgabe.“

Er verbreitete sich über diesen Punkt. Und endete schließlich: „Darüber sind wir uns hier in diesem Saale sicherlich einig“, er lächelte, weil er genau wußte, daß er in ein vollkommenes Vakuum gestoben war. „Eine solche gepanzerte Armee aufzustellen erforderte erst einmal eine Übersicht der vorhandenen Rohstoffe bis ins Detail zusammenzutragen, die äußerste Kapazität der Industrie festzustellen und diese Zahlen mit denen des Auslandes zu vergleichen!“

In diesem Augenblicke hörte man Glasenap, den Attaché, der leise, aber heftig auf einen zweiten deutschen Offizier einredete: „Und was hat mir? Nicht. Eine Statistik über die Lebens-

mittel- und Futtermittelbestände, sonst nicht. Affenshande. Und da predige ich Jahre, Jahre!“

Aber auch die k. u. k. Exzellenzen sahen hilflos auf den Thronfolger, und die Herren vom Generalstab hatten feuerrot illuminierte Glatzen: Das sagte Erzherzog Alphons ausgerechnet vor dem Thronfolger. In einer Stunde war ein Gewitter da, daß man die Hand nicht vor den Augen sah. Und dann würde Kronos mit Blitzen um sich schleudern, daß es Zylinderhüte regnen würde!

Erzherzog Alphons hatte geendet.

Franz Ferdinand drückte seinem Neffen die Hand. Wachte sich dann schnell an den Generalstabschef, die seinerseits schon elektrisch geladen war. Dieses Doppelgewitter zog sich prompt über dem Generalstab zusammen.

Aus der k. u. k. Panzerarmee sollte dennoch nichts werden. Die Ereignisse sollten dem Gedanken die nötige Entwicklungszeit rauben. Als diese Wagen von Westen her dann doch anrollten, sollte nicht dem österreichischen Geniestäbchen, nicht dem Erzherzog, nicht den beiden Franzosen der Ruhm, den Panzer erfunden zu haben, zuteil werden.

Der militärische Spaziergänger und spätere Munitionsminister Churchill sollte, vielleicht gegen seinen Willen, fernherin als sein Erfinder gelten.

Der Thronfolger, energisch bis zur Brutalität, packte den serbischen Stier bei den Hörnern. Er kündigte an, er werde mit seiner Gattin Sarajewo besuchen.

Es stand in allen Zeitungen, die die „Ober“ Prags und Wiens und Laibachs und Agrams ihren Gästen auf den Tisch legten.

Aber in manchen Zeitungen fehlte diese Meldung. Sie war herausgeschnit-

ten worden von einem Leser, der sie wohl für besonders interessant gehalten hatte.

„Unzuf“, schalt man und dachte sich nichts weiter dabei. Und doch geschah das Unverständliche, daß diese ausgeschnittenen Zeitungsberichte von Unbekannten in einen Briefumschlag gesteckt und ohne Absender an verschiedene Adressen in Serbien geschickt wurden.

Die verschiedenen Empfänger in Nisch, Kragujevac, Krajewo und Belgrad waren immer derselbe: Dimitriewitsch-Apis, Leiter der Österreicherteilung des serbischen Generalstabes.

Er weiß längst, was in all diesen Ausschritten steht. Er wußte es früher als die Zeitungen, die sie druckten: Daß der Thronfolger nach Sarajewo zu reisen wünschte. Und daß der Kaiser nichts dagegen hätte.

Es waren in Serbien lebende österreichische Staatsbürger, die es plötzlich eilig hatten, in ihre alte Heimat zurückzukehren: ohne Paß oder mit falschem. Mit der Bahn oder bis zum Knie durch jene versumpften Eichenwälder an der slawonischen Grenze, in denen nicht so bald ein ungarisch-kroatischer Grenzbeamter badete.

Das Wiener Kabinett war über die Reiseabsichten des Thronfolgers entsetzt. Der neue Premier versuchte es mit etwas Energie: Kaiserliche Hoheit haben nicht das Recht, Seine der Monarchie und ihrem Bestande und ihrer Zukunft so wichtiges Leben aufs Spiel zu setzen.“

Franz Ferdinand sieht ihn verständnislos an: „Majestät haben seine Einwilligung gegeben. Wenn Sie das beruhigt.“ Da zitierte der Premier im stillen das tirolerische Wort: „Da kannst nix machen, Kaiserliche Hoheit!“

Fortsetzung folgt

Rabatt für den Kunden

Von Jo Hanns Rösler

Großer Räumungsverkauf bei Schleuderer und Ramsch.
Teppiche, Gardinen, Wandbehänge, Bettumrandungen.

Ein Schild hängt im Fenster:
„Die einmalige Okkasion! Die große Gelegenheit! Wir räumen! Alles weit unter Einkauf! Enorm billige Preise! Auf Barzahlung Rabatt. Leicht angestaubte Ware bis 50 Prozent ermäßigt.“

Ein Kunde betritt den Laden.
Er sagt:
„Zeigen Sie mir etwas mit 50 Prozent Rabatt!“

Schleuderer bringt einen blassen Teppich.

„Echt?“
„Ja, Echt Velour.“

In den Kanten fressen die Motten.

Sie fressen in der dritten Generation.

Der Kunde studiert den Preisetikett.

„Davon gehen dann 50 Prozent ab?“

„Ja“, sagt Herr Schleuderer. „Sie bekommen das gute Stück zum halben Preis.“

„Gekauft!“
Der Kunde tritt zur Kasse.

An der Kasse sitzt Ramsch.
Er nimmt den Kassenzettel.

„Alles nach Wunsch bekommen?“
fragt er.

„Ja, Mit 50 Prozent Rabatt.“
„Sie kaufen bei uns überaus günstig.“

„Ich will es hoffen“, sagt der Kunde und deutet auf ein Schild neben der Kasse, „bei Barzahlung zehn Prozent Rabatt?“

Unersetzliche Werte gehen verloren!

(Fortsetzung von Seite 5)

Verene, Behörden, Kulturämter und Kirchengemeinden dürfte ein allgemeiner Zuspätschieben für derartige Dichterwochen ohne Schwierigkeiten zu erreichen sein.

Trotz mehrerer guter ostdeutscher Zeitschriften gibt es in Westdeutschland keine einzige ostdeutsche literarische Zeitung, die der Unterhaltung dient — wobei Unterhaltung keinesfalls Niveauverlust bedeuten soll oder gar ein Absinken auf den „Wert“ der Illustrierten. Eine solche ostdeutsche literarische Zeitschrift müßte zur Hälfte Erzählungen, zur anderen Hälfte nichtwissenschaftliche Aufsätze von aktueller Bedeutung veröffentlichen. Sie könnte unter Umständen sogar zu einem Zentralorgan werden, das, wenn es entschieden für die Weckung des gesamtdeutschen

„So ist es, mein Herr. Bargeld lacht.“

Herr Ramsch lacht mit.

„Kleinrentner haben bei Ihnen zehn Prozent Sonderrabatt?“

„Haben Sie einen Ausweis?“

Der Kunde zeigt seinen Ausweis.

Er legt einen Liebesbrief daneben.

„Als Bräutigam Ihres Bürofräuleins zehn Prozent Hausrabatt?“

„Sie sollen ihn haben.“

Der Kunde nickt zufrieden.

Er greift erneut in die Tasche und zieht weitere Ausweise hervor.

„Außerdem bin ich noch in der Friedenspartei, im Rundfunkhörerverband, im Klub der Vespäreunde, im Kunst- und Kulturkreis, im Kleinkaliberschützenverein, bei der Freiwilligen Feuerwehr und in der Liga der Schreiber.“

„Sagt er, macht nach Ihren Inseraten in unseren Verbandszeitschriften sieben mal fünf Prozent Sonderrabatt... mit obigen dreimal zehn Prozent und den fünfzig Prozent für den Staub... macht zusammen einhundertfünfzig Prozent.“

Herr Ramsch nickt freudlich:

„Bitte sehr, mein Herr! Sie brauchen also nichts zu zahlen und bekommen noch zwanzig Mark heraus. Hier sind sie, Alles nach Wunsch bekommen?“

Der Kunde marschiert mit dem Teppich ab.

In der Tür bleibt er stehen.

Er kommt noch einmal zur Kasse zurück und fragt:

„Rabattsparmarken geben Sie nicht?“

Der Junge und der Schwalbenschwanz

Von Roderich Menzel

Roderich Menzel, der heute zur ersten Garnitur der deutschen Schriftsteller gehört, begeht am 13. April seinen 50. Geburtstag. Der in Reichenberg (Sudetenland) Geborene war in den Dreißigerjahren mehr durch seine Erfolge auf sportlichem, denn auf schriftstellerischem Gebiet bekannt. Menzel, der an vierter Stelle der Weltrangliste im Tennis rangierte, gilt heute noch neben Gottfried von Cramm als der bedeutendste Vertreter des deutschen Tennis.

Nach dem zweiten Weltkrieg widmete er sich immer mehr der schriftstellerischen Arbeit. Er hat durch eine Reihe von Büchern größte Aufmerksamkeit in der deutschen und Weltöffentlichkeit erweckt. Das gilt insbesondere für seine populärwissenschaftlichen Bücher wie „Triumph der Medizin“, „Männer, die den Krebs bekämpfen“ und „Rettung für Millionen“ (das Buch behandelt ebenfalls das Krebsproblem), sowie für das Buch „Wunder geschehen jeden Tag“, das sich mit den unwahrscheinlichen Erfindungen der heutigen Zeit auseinandersetzt.

Daneben erschienen von ihm zahlreiche Biographien sowie Abhandlungen über den Tennissport, die er zum Teil in dem von ihm geleiteten Aeneas-Verlag herausbringt. Seine starke Begabung als Lyriker kommt in dem Gedichtband „Lied am Brunnenrand“ am besten zur Geltung. Als liebenswürdig heitler Erzähler begegnet er uns in seiner Novelle „Fliegender Fisch und zärtliches Känguruh“.

Der Schmetterling saß auf einer Glockenblume am Waldsaum. Er öffnete und schloß seine prächtigen Flügel, deren leuchtendes Gelb mit schwarzen Punkten und Strichen übersät war, als ob er zum erstenmal ihre Kraft erprobe. Behutsam, kaum daß er sich zu atmen getraute, schlich der Junge mit erhobenem Netz näher. Lange konnte er die Spannung und Ruhe nicht mehr ertragen. Er meinte, er müsse mit einem Indianergeräusch auf den Falter losstürzen. „Ein Schwalbenschwanz!“ frohlockte er. Man mußte Glück haben, noch welche aufzuspielen; von Jahr zu Jahr waren sie seltener geworden. Nun aber stand er vor einem ausgewachsenen Exemplar mit satter Färbung und einer Zeichnung, die an Klarheit und Kühnheit noch die bunte Wiedergabe in dem Lexikon seines Vaters übertraf. Es würde das Prunkstück in seiner Sammlung werden. Auch das herrliche Pfauenauge und der schönste Trauermantel, die er besaß, mußten dagegen verblasen.

Als er den Schmetterling im Netz hatte, kniff er es schnell zu, damit er nicht wild herumflattern konnte und den Goldstaub von seinen Schwingen verlor. Er stieß Schreie des Entzückens aus, während er in großen Sprüngen über die sumpfige Wiese nach Hause lief. Im Flur kamen ihm die jüngeren Brüder entgegen. Sie erstarrten vor Neid und Bewunderung, als er den Schwalbenschwanz vorsichtig ergriff und triumphierend emporhielt. „Quäl doch das arme Tierchen nicht“, sagte die Großmutter, die aus dem Wohnzimmer trat, vorwurfsvoll. Die Jungen antworteten nicht auf so rühmisches, unvernünftiges Geschwätz. Wo blieben Forschungsdrang und Wissenschaft, wenn man auf Großmütter hören wollte?

„Geht mir die Ätherflasche!“ befahl der glückliche Schmetterlingsjäger den Jüngeren, als sie das Kinderzimmer betreten hatten. Er hielt den Falter zart zwischen Daumen und Zeigefinger, preßte, „Ach, du Esel!“, fuhr er den kleinen Bruder an, „was soll ich denn mit dem Gurgelwasser? Der Äther ist in der Tintenflasche auf dem Schrank oben. Nimm dir einen Stuhl, wenn du nicht hinaufreicht!“

„Und jetzt“, forderte er den anderen auf, „gieß ihm ein paar Tropfen auf den Kopf. Um Himmels willen, nicht auf die Flügel! — Genug, genug... damit könntest du ja die Katze umbringen!“

Der Schmetterling lag nun tot auf seiner Hand. Der Junge blies die Schwingen auseinander und brach wieder in Schreie der Bewunderung aus. „Wie ein Raubtierfell!“, rief er den Brüdern zu. „Die Leoparden im Zoo sind nicht so buntschickig.“

„Wie ein Dame-Mühlen-Spiel“, meinte der Jüngste.

„Unsin!“ erklärte der zweite wegwand, „seit wann hat denn ein Schachbrett blaue Vierecke und rote Kreise? Das sind eher — er stockte einen Augenblick, überlegte und sagte dann: „angemalte Bienenwaben.“

Der Ältere blieb bei „Leopard mit blauen und roten Tupfen“. Während die Brüder ihm ehrfurchtlich zuschauten, kreuzte er zwei dünne Holzstäbchen übereinander, verklebte sie und spannte den Falterleichen darauf. Mit vier Stecknadeln heftete er den schönen toten Körper fest.

„Willst du ihn tauschen?“ fragte der eine der Brüder. „Ich gebe dir die amerikanische Luftpostmarke dafür, die du immer haben wolltest.“

„Nicht für dein ganzes Album!“ entgegnete der Bub und erstickte jedes



Roderich Menzel
Zeichnung: Hanne Sengler

gen erstickte. Er brauchte einige Zeit, bevor er ganz zu sich kam. Dann blieb ihm ein Angstschrei in der Kehle stecken. Nein, das war kein Traum gewesen! Gespenstisch schwirte ein Fabelwesen vom halben hangenen Fenster zu seinem Bett. Es flog aber nicht, sondern taumelte durch die Luft, und das Geräusch, das seine fast starren Flügel machten, klang wie das Brausen, mein Klappern von geisterhaften Geschöpfen. Dem Kind trat der Schweiß auf die Stirne. Wenn er doch die Brüder, wenn er den Vater rufen könnte! Aber es war, als ob ihm eine Schlinge den Hals abdrückte — er brachte keinen Laut hervor.

Und wieder das schreckliche Surren und Flügelschlagen und der drohende Schatten, der auf ihn zukam. Vor kurzem hätte er eine grausige Geschichte über blutige Vampire gelesen. War ein solches Untier in sein Zimmer eingedrungen, um sich an ihm festzusetzen? Wie gelähmt lag er im Bett. Noch nie hatte er sich so gefürchtet. Stürzte es jetzt nicht gerade auf ihn zu?

Als es schwerfällig über seinen Kopf hinwegortelte und einen Augenblick still zu stehen schien, erkannte der Knabe das Geschöpf, das ihm einen so wilden Schrecken einjagte. Im Strahl des einfallenden Mondes starrte er, nur kurz von der Furcht erlöst, bald aber doppelt entsetzt, auf den Falter, den er getötet und aufgespannt hatte. Nein, der Äther hatte ihn nur betäubt, nun war er wieder zum Leben erwacht, zu einem fürchterlichen Vorwurf und zur Anklage. Trotz der Holzchen, an denen seine Flügel haften, flog er, zwar ungeschickt und nach kurzem Auflattern immer wieder jäh absinkend, durch den dunklen Raum. An der Wand folgte ihm sein riesiger Schatten — der Schatten eines Kreuzes, Schatten des Kreuzigen. Den Knaben durchfuhr es wie ein Schwert. Er begann zu zittern, seine Augen füllten sich mit Tränen. „Vergib mir“, flüsterte er, „o du lieber Gott, vergib mir!“

Noch immer zitternd, aber entschlossen sprang er aus dem Bett und schaltete das Licht ein. Aus dem Schlaf gerissen, stießen die Brüder zornige Bubenflüche aus. Dann weiteten sich ihre Augen, und sie verstummten. Der Junge, dem die Tränen nun unaufhaltsam über die Backen stürzten, fing den gekreuzigten Schwalbenschwanz mit dem abgelegten Hut seines Vaters. Eine Stecknadel stak noch in dem blauen Feld des rechten unteren Flügels. Als er sie aus dem Holz zog, stammelte er, ohne darauf zu achten, daß ihn die Jüngeren hören konnten, von neuem: „Vergeh mir, o vergeh mir doch“, und mit diesen Worten schlief er ein, nachdem er dem Schmetterling das Fenster geöffnet hatte.

Am nächsten Tag begrub er seine Sägeflatter, Feuerfalter, Großen Fische, Admirale, Waldpfortner und Postillone in den Rosen, die sein Vater züchtete, und eine Woche lang ging er täglich zu dem Faltergrab, bis er es über dem Drachenziehen und Schiffebau vernachlässigte und schließlich vergaß. Als die Mutter wissen wollte, was er mit seiner Schmetterlingssammlung gemacht habe, brummte er unwirsch, das sei kein Sport für einen richtigen Jungen, er spiele jetzt lieber Fußball. Aber noch mehrmals lief er über die Sumpfwiese zum Waldrand hin, und erst, als er dort endlich einmal einen großen Schwalbenschwanz munter hin und her fliegen sah, hörte er auf, seinem Nachtgebet ein „Vergeh mir, lieber Gott“, hinzuzufügen.

Statt dessen sagte er, wenn auch nur einmal, „Ich danke dir, daß du ihn gerettet hast“, denn er zweifelte nicht daran, daß er seinen gemarterten Gefangenen wiedergesehen hatte.

„Also passen Sie auf“, erklärte der Direktor. „Sie lösen sich eine Fahrkarte dritter Klasse und nehmen den Zug um 12.24 Uhr. Der ist um 15 Uhr in Berlin. Im Wartesaal essen Sie schnell eine Bockwurst, nehmen ein Auto und fahren sofort zu Triebler & Co., Bernburgstraße 44. Da lassen Sie sich bei Triebler senior melden und bitten ihn, den Vertrag, den ich Ihnen mitgebe, zu unterzeichnen. Wenn er nicht recht will, sagen Sie ihm, es töte Ihnen sehr leid, dann hätten Sie den Auftrag, zur Hobach A.-G. zu gehen; die würde das Geschäft mit Kuhhand machen. Wenn Triebler unterzeichnet hat, fahren Sie zum Bahnhof und nehmen den Zug 17.20 Uhr nach hier. Verstanden?“

„Jawohl“, sagte Pork und nahm den Vertrag.

„Und wenn es irgendeinen Zwischenfall gibt“, schloß der Direktor, „wenn etwas nicht klappen sollte, schicken Sie sofort ein dringendes Telegramm. Sie bekommen dann weitere Instruktionen.“

Eine halbe Stunde später saß Pork im Zuge.

Um 16.05 erhielt der Direktor folgendes Telegramm: „Bockwurst im Wartesaal nicht vorrätig. Was tun?“ Pork.

Küche wie daheim

Leberpresse (kalte Speise)

Um Schweinsgeschling zu verwerten, kann man eine feine Preßwurst herstellen. Die Lunge vom Schwein wird gekocht und fein gewiegt, Herz und Zunge gekocht und würfelig geschnitten, Leber roh, fein gewiegt, gekochter Speck würfelig geschnitten, Salz, Pfeffer, Majoran, 1—2 gewechte Kipfel, 2 mittelgroße Schöpfelöffel Suppe (von der Zunge und dem Herz), 1/2 Kaffeeleffel Pastetengewürz, von einer halben Zitrone die Schale. Die Därme nicht zu prall einfüllen, in heißes Wasser legen, 2 Stunden kochen, dann auf ein Brett legen und pressen. Man braucht zu der kalten Speise ein ganzes mittelgroßes Schweinsgeschling und etwas Speck. Aus: „Sudetendeutsches Kochbuch“ von Hedwig Tropsch, Frankonia-Verlag, Rehau.

Gelagtes Kraut

Sauerkraut, gekocht mit Räucherspeck, gehacktes Schweinefleisch mit Zwiebeln und zerdrücktem Knoblauch angeröstet, in die Kasserolle abwechselnde Lagen von Sauerkraut, vermischt mit dem in Würfel geschnittenen Speck, bestreut mit Paprika und Salz, belegt mit dem Gehackten und mit Scheiben von Debréziner Rauchwurst (geschnittene Bratwurst), mit Kraut bedeckt, mit saurem Rahm übergossen, mit Paprika und Salz bestreut, in der Röhre gedünstet. (Aus: „Kochbuch der Donauschwaben“ von Magda Waigand, Nikolaus Moser, Grantschen/Heilbronn).

Speck-Hanklich

120 g gewürfelter Speck wird glasig gebraten, dann zu 4 abgesprudelten ganzen Eiern samt dem ausgebratenen Fett gerührt, ein mittelgroßes Blech geschmiert, mit Brotkrumen belegt und das Gerührte daraufgestrichen. Hierauf wird die Hankliche eine halbe bis drei viertel Stunden gebacken. (Aus: „Die siebenbürgische Küche“ von Lore Connerth-Seraphin, verlegt bei Hans Meschenroder, München).

Spinalpudding

750—1000 g Spinal, 100 g Butter oder Margarine, 3 Eier, getrennt, 2 Semmeln, 100 g Mehl, 2 EBL geriebenen Käse (Schweizer oder Parmesan), Salz, Pfeffer, Fett, ger. Semmel z. Form. Der vorbereitete, im eigenen Saft garmachte Spinal wird nach dem Abtropfen mit der eingeweichten, trocken ausgedrückten Semmel durch die Fleischmaschine ge-

Das dringende Telegramm

Von Hans Riebau

Pork wurde zum Direktor gerufen. „Pork“, sagte der, „Sie müssen sofort nach Berlin reisen!“

Pork schwieg.

„Haben Sie verstanden? Sie müssen sofort nach Berlin reisen.“

„Jawohl“, sagte Pork.

„Also passen Sie auf“, erklärte der Direktor. „Sie lösen sich eine Fahrkarte dritter Klasse und nehmen den Zug um 12.24 Uhr. Der ist um 15 Uhr in Berlin. Im Wartesaal essen Sie schnell eine Bockwurst, nehmen ein Auto und fahren sofort zu Triebler & Co., Bernburgstraße 44. Da lassen Sie sich bei Triebler senior melden und bitten ihn, den Vertrag, den ich Ihnen mitgebe, zu unterzeichnen. Wenn er nicht recht will, sagen Sie ihm, es töte Ihnen sehr leid, dann hätten Sie den Auftrag, zur Hobach A.-G. zu gehen; die würde das Geschäft mit Kuhhand machen. Wenn Triebler unterzeichnet hat, fahren Sie zum Bahnhof und nehmen den Zug 17.20 Uhr nach hier. Verstanden?“

„Jawohl“, sagte Pork und nahm den Vertrag.

„Und wenn es irgendeinen Zwischenfall gibt“, schloß der Direktor, „wenn etwas nicht klappen sollte, schicken Sie sofort ein dringendes Telegramm. Sie bekommen dann weitere Instruktionen.“

Eine halbe Stunde später saß Pork im Zuge.

Um 16.05 erhielt der Direktor folgendes Telegramm: „Bockwurst im Wartesaal nicht vorrätig. Was tun?“ Pork.

Um 16.05 erhielt der Direktor folgendes Telegramm: „Bockwurst im Wartesaal nicht vorrätig. Was tun?“ Pork.

Um 16.05 erhielt der Direktor folgendes Telegramm: „Bockwurst im Wartesaal nicht vorrätig. Was tun?“ Pork.

Um 16.05 erhielt der Direktor folgendes Telegramm: „Bockwurst im Wartesaal nicht vorrätig. Was tun?“ Pork.

Um 16.05 erhielt der Direktor folgendes Telegramm: „Bockwurst im Wartesaal nicht vorrätig. Was tun?“ Pork.

Um 16.05 erhielt der Direktor folgendes Telegramm: „Bockwurst im Wartesaal nicht vorrätig. Was tun?“ Pork.

Um 16.05 erhielt der Direktor folgendes Telegramm: „Bockwurst im Wartesaal nicht vorrätig. Was tun?“ Pork.

Um 16.05 erhielt der Direktor folgendes Telegramm: „Bockwurst im Wartesaal nicht vorrätig. Was tun?“ Pork.

Um 16.05 erhielt der Direktor folgendes Telegramm: „Bockwurst im Wartesaal nicht vorrätig. Was tun?“ Pork.

Um 16.05 erhielt der Direktor folgendes Telegramm: „Bockwurst im Wartesaal nicht vorrätig. Was tun?“ Pork.

Um 16.05 erhielt der Direktor folgendes Telegramm: „Bockwurst im Wartesaal nicht vorrätig. Was tun?“ Pork.

Um 16.05 erhielt der Direktor folgendes Telegramm: „Bockwurst im Wartesaal nicht vorrätig. Was tun?“ Pork.

Um 16.05 erhielt der Direktor folgendes Telegramm: „Bockwurst im Wartesaal nicht vorrätig. Was tun?“ Pork.

Um 16.05 erhielt der Direktor folgendes Telegramm: „Bockwurst im Wartesaal nicht vorrätig. Was tun?“ Pork.

Um 16.05 erhielt der Direktor folgendes Telegramm: „Bockwurst im Wartesaal nicht vorrätig. Was tun?“ Pork.

Um 16.05 erhielt der Direktor folgendes Telegramm: „Bockwurst im Wartesaal nicht vorrätig. Was tun?“ Pork.

Um 16.05 erhielt der Direktor folgendes Telegramm: „Bockwurst im Wartesaal nicht vorrätig. Was tun?“ Pork.

Um 16.05 erhielt der Direktor folgendes Telegramm: „Bockwurst im Wartesaal nicht vorrätig. Was tun?“ Pork.

Um 16.05 erhielt der Direktor folgendes Telegramm: „Bockwurst im Wartesaal nicht vorrätig. Was tun?“ Pork.

Um 16.05 erhielt der Direktor folgendes Telegramm: „Bockwurst im Wartesaal nicht vorrätig. Was tun?“ Pork.

Um 16.05 erhielt der Direktor folgendes Telegramm: „Bockwurst im Wartesaal nicht vorrätig. Was tun?“ Pork.

Um 16.05 erhielt der Direktor folgendes Telegramm: „Bockwurst im Wartesaal nicht vorrätig. Was tun?“ Pork.

Um 16.05 erhielt der Direktor folgendes Telegramm: „Bockwurst im Wartesaal nicht vorrätig. Was tun?“ Pork.

Um 16.05 erhielt der Direktor folgendes Telegramm: „Bockwurst im Wartesaal nicht vorrätig. Was tun?“ Pork.

Um 16.05 erhielt der Direktor folgendes Telegramm: „Bockwurst im Wartesaal nicht vorrätig. Was tun?“ Pork.

Um 16.05 erhielt der Direktor folgendes Telegramm: „Bockwurst im Wartesaal nicht vorrätig. Was tun?“ Pork.

Um 16.05 erhielt der Direktor folgendes Telegramm: „Bockwurst im Wartesaal nicht vorrätig. Was tun?“ Pork.

Um 16.05 erhielt der Direktor folgendes Telegramm: „Bockwurst im Wartesaal nicht vorrätig. Was tun?“ Pork.